

Julia Benkert

*Das Flüstern
des Himmels*

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



© 2015 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München
Karte: Computerkartographie Carrle
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426- 65357-9

3 5 6 4 2

Für meinen Meister





1

München, Juni 2005

Die Musiker hörten auf zu spielen. Bis auf den Spot in der Bühnenmitte wurde es dunkel im Saal. Gebannt wartete das Publikum auf die Zugabe. Ein kurzes Räuspern. Dann trat Ani Dayan, die junge Sängerin, in den Lichtkegel und schloss die Augen. Schimmernde Staubpartikel umtanzten sie. Etwas Geheimnisvolles ging von ihr aus, Entrücktes. Leise fing sie an zu singen – ein altes tibetisches Mantra. Ihr bodenlanges rotes Gewand ließ nur die nackten Arme frei, mit denen sie anmutig den Gesang untermalte. Alles an ihr war Musik – die Art, wie sie den Kopf neigte, ihr Lächeln. Bloß das kahlgeschorene Haupt irritierte. Denn unübersehbar stand da vorne auf der Bühne eine Nonne, rasiert nach dem Ritus buddhistischer Klöster.

Niemand im Publikum verstand den Wortlaut des Gebetes. Es war allein der Klang von Ani Dayans Stimme, der berührte. Noch nie hatten sie etwas so Außergewöhnliches gehört. Über dem dunklen, melancholischen Grundton schwebte nämlich noch eine weitere Stimme – hell und sphärisch, als würde ein himmlisches Wesen singen.

Dieses Zusammenspiel von irdischem Schmerz und göttlicher Reinheit brachte die Seelen der Menschen zum Klingen. Es rührte an alten, verborgenen Gefühlen, öffnete ihre Herzen.

Auch Frederik lauschte bewegt. Er stand so dicht an der Bühne, dass er die junge Sängerin genau beobachten konnte. Er studierte ihre geschmeidigen Bewegungen,

wie sich ihr Brustkorb hob und senkte. Ab und zu wurde die Unterlippe der Sängerin von einem zarten Beben erfasst, was er besonders anziehend fand. Vielleicht, weil es eine diffuse Erinnerung in ihm wachrief. Wie ein Déjà-vu war dieses Beben.

Ani Dayans Gesang wirkte vollkommen unangestrengt. Die helle und die dunkle Stimme schienen zusammenzuhören wie Licht und Schatten. Frederik konnte sich das Phänomen nur als eine außergewöhnliche Variante jenes Gesangs erklären, den man Obertongesang nannte.

Gern hätte er gewusst, wie alt die Sängerin war. Er schätzte sie auf siebzehn, höchstens achtzehn. Immer wieder wanderten seine Augen zu dem kahlgeschorenen Schädel. Die Rasur verlieh ihr etwas Androgynes, gleichzeitig betonte sie ihre Augen, von denen eine aufregende Schönheit ausging. Etwas Ungezähmtes loderte darin, beinahe Kämpferisches.

Es verwunderte ihn, wie sehr er sich von ihr angezogen fühlte. Schließlich sang dort auf der Bühne keine weltliche Sängerin, sondern eine Nonne.

Auch seine Freundin schien sich zu wundern. Argwöhnisch musterte ihn Liz von der Seite. Sie wirkte eifersüchtig, als könnte sie seine Gedanken lesen.

Eigentlich hatte sie gar nicht zu dem Konzert mitgehen wollen. Tibetischer Gesang war ihr suspekt – scheinheiliges Gutmenschen-Getue. Nur die Aussicht, im Anschluss daran gemeinsam in eine Bar zu gehen, hatte sie bewogen, doch mitzukommen.

Er tat, als würde er ihren vorwurfsvollen Blick nicht bemerken. Liz' Ignoranz verdross ihn, denn dieser Gesang war alles andere als banale Meditationsmusik. Diese geteilte Stimme, diese Dualität, war etwas völlig Neues, Einzigartiges. Hier brach sich eine Persönlichkeit Bahn mit all ihren Widersprüchen, Ängsten und Hoffnungen.

Frederik überließ sich wieder Ani Dayans Gesang. Was für eine Kraft, aber auch Melancholie darin lag. Die ganze Tragik ihres Volks meinte er zu hören. Und plötzlich übermannte ihn Fernweh, so intensiv, dass er selbst erschrak. Fernweh nach Nepal, dem Land seiner Kindheit, wo er so viele Sommer verbracht hatte. Ani Dayans Gesang ließ das kleine Königreich am Fuße des Himalajas vor seinem Inneren wieder auferstehen. Dieses geheimnisvolle Land mit seinen kunstvoll geschnitzten Hindu-Tempeln, mit seinen Urwäldern und reißenden Strömen. Ein Land mit einem bunt gemischten Volk, das er bewunderte, weil es so ausgelassen tanzen und feiern konnte. Das letzte Mal, als er seinen Vater in Nepal besucht hatte, war er siebzehn gewesen. Von Kathmandu aus waren sie gemeinsam durchs Land gereist. An den Feldrändern sah er wieder die schwer bepackten Frauen in leuchtenden Saris vor sich, die lachenden Münder, aus denen schiefe Zähne blitzten. Die Greisinnen, deren Ohrläppchen vom schweren Gold ganz ausgeleiert waren. Aber am meisten hatten ihn die jungen Mädchen fasziniert. Wie kleine Prinzessinnen sahen sie aus, wenn sie sich an Festtagen herausputzten und auf ihrer Stirn das rote Tika-Zeichen leuchtete.

Frederik horchte auf. Die tiefe Grundstimme von Ani Dayan hatte sich verändert. Ganz rau und brüchig klang sie auf einmal, als hätte sie Risse bekommen. Schlagartig verfinsterten sich seine Bilder. Die ganze Zeit hatte er vermieden, an seinen Vater, den Botschafter, zu denken, doch jetzt holte ihn die Sorge um ihn mit aller Macht ein. Seit drei Monaten hatte er nichts mehr von ihm gehört. Alle Nachforschungen in Kathmandu waren versandet. Niemand konnte ihm sagen, wo der Botschafter geblieben war, ob er noch lebte oder nicht. Denn das war die andere Seite von Nepal, die dunkle. Menschen verschwanden dort einfach, und niemand scherte sich drum.

Frederik massierte sich die Stirn, um die düsteren Gedanken zu verscheuchen. Aus dem Augenwinkeln registrierte er, wie seine Freundin ihr Handy aus der Tasche holte und auf das Display schaute. Liz' Nasenflügel waren aufgebläht. Sie schien das Ende des Konzerts kaum noch erwarten zu können.

Lange würde es ohnehin nicht mehr dauern. Ani Dayan hatte bereits die Augen geschlossen und stimmte die letzte Strophe an. Ihre Stimme war jetzt nur noch ein Hauch.

Die Menschen im Saal hielten den Atem an. Die Hingabe und Wehmut, mit der die junge Frau sang, rührte das Publikum zu Tränen. Auch Frederik wischte sich verstohlen die Augen. Die Einzige, die gänzlich unberührt davon schien, war seine Freundin.

Im Stillen fasste Frederik den Plan, die Sängerin nach dem Konzert um ein Autogramm zu bitten. Er musste herausfinden, an wen sie ihn erinnerte.

Aufmerksam lauschte er, wie sich die Himmelsstimme ein letztes Mal aufschwang, um dann langsam zu verhallen.

Graziös verneigte sich Ani Dayan vor dem Publikum. Tiefe Stille trat ein.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Menschen im Saal wieder gefangen hatten, bis ihre Tränen abgetupft und die Taschentücher verstaut waren. Doch dann, wie auf ein geheimes Zeichen, brandete Applaus auf. Tosender Applaus. Das Publikum war schier außer sich vor Begeisterung. Es johlte, rief lauthals »Bravo«.

Ani Dayan, die singende Nonne, hatte es wieder einmal geschafft. Wie schon in London, Brüssel und Hamburg, lagen ihr jetzt auch die Münchner zu Füßen, die den Ruf hatten, ein verwöhntes und anspruchsvolles Publikum zu sein.

Die Sängerin spürte die Welle der Zuneigung nur. Geblendet vom Scheinwerferlicht, sah sie vor sich nichts als eine dunkle, wogende Menschenmenge. An die tausend Besucher drängten sich in der Halle des alten Heizkraftwerks und jubelten ihr zu. Menschen, von denen sie weder die Götter noch die Gebete kannte.

Ani Dayan tat, was sie am Ende eines jeden Konzerts zu tun pflegte. Sie hob die Arme und lächelte. Sie lächelte ein beseeltes, buddhistisches Lächeln. Ein Lächeln, das sie lange im Kloster geübt hatte und hinter dem sich ihre eigentlichen Gefühle gut verbergen ließen, denn in Wahrheit hätte sie heulen mögen. Sie haderte mit sich, haderte mit dem, was Brian, ihr Produzent, aus ihr gemacht hatte, auch wenn der Erfolg des Abends ihm wieder einmal recht gab.

Der Saal war ausverkauft, die Leute tobten. Sie, Ani Dayan, war auf dem besten Weg, ein Weltstar zu werden. Eigentlich hätte sie stolz darauf sein müssen, aber mit welchem Verrat, welcher Lüge war dieser Erfolg erkaufte?

In der Garderobe ließ sie sich auf den Schminkstuhl fallen und wischte erschöpft mit einem Handtuch den Schweiß von der Stirn.

In dem weiß gekachelten Raum mit dem überdimensionalen Spiegel roch es nach fremdem Parfum, Puder und Haarspray. Ani Dayan versuchte sich all die Stars vorzustellen, die hier vor ihr Platz genommen hatten – ihr Lampenfieber, ihren Glückstaumel, ihre Selbstverliebtheit. In Europa, das hatte sie mittlerweile gelernt, wurde der Sänger auf der Bühne wie ein Gott angehimmelt. Ein großes Missverständnis, zumindest, was ihre Person anbelangte, denn wenn sie Mantras auf der Bühne sang, dann betete sie. Und ein betender Gott, das war in ihren Augen absurd. Beim Singen war Demut verlangt, so zu-

mindest hatte es sie der Meister gelehrt. Zugegeben, das mit der Demut fiel ihr nicht immer leicht, besonders wenn sie wütend war wie jetzt.

Ani Dayan griff nach der Wasserflasche und nahm einen großen Schluck. Sie füllte die Backen mit Wasser, presste die Flüssigkeit von einer Seite zur anderen und betrachtete sich im Spiegel. Was für eine groteske Fratze. Wie Hanuman, der Affengott, sah sie mit ihren aufgeplusterten Backen aus. Es klopfte. Ohne eine Antwort abzuwarten, wurde die Tür aufgerissen. Brian platzte in die Garderobe. In der Hand hielt er einen üppigen Strauß Pfingstrosen.

Ani Dayan beeilte sich, das Wasser hinunterzuschlucken.

»Du warst umwerfend!« Brian drückte sie an sich.
»Gratuliere!«

Ani Dayan bemühte sich erst gar nicht, die Umarmung zu erwidern. Mit hängenden Armen stand sie da.

»Was ist los?«, fragte Brian erstaunt.

Trotzig starrte sie zu Boden.

Er trat einen Schritt zurück und musterte sie. Aller Zauber, aller Glanz, den sie eben noch auf der Bühne ausgestrahlt hatte, war verschwunden. Wie ein schmolzendes Kind starrte sie auf den gescheckten Linoleumboden und schwieg. Wie konnte sie nach solch einem grandiosen Konzert nur so schlecht gelaunt sein?

Brian ignorierte das Schweigen und hielt ihr aufmunternd den Strauß hin.

»Hier, Miss Superstar!«

Ani Dayan hob den Blick. Stille Verachtung lag darin. Noch immer machte sie keine Anstalten, die Blumen entgegenzunehmen. Sie bohrte die Fingernägel in die Handflächen und rang um Kontrolle.

»Du hast es versprochen!«

Brian ließ den Strauß sinken. Seine Augen verengten sich.

»Wovon redest du?«

»Hier in München würdest du aufhören, mich als Tibeterin anzukündigen.« Ihre Stimme klang gepresst.
»Hier hätten sie selbst Berge vor der Tür, hast du gesagt. Und Bergmensen wüsten sehr wohl, Tibet von Nepal zu unterscheiden.«

»Verdammt noch mal, Ani Dayan«, Brian holte tief Luft, »ich konnte doch nicht ahnen, dass wir diese riesige Halle vollkriegen. Wären nur so ein paar Himalaja-Freaks aufgekreuzt, von mir aus, aber das heute war Großstadtpublikum. Wenn die auf ein tibetisches Konzert gehen, erwarten sie eine Tibeterin auf der Bühne. Die wollen was Erbauliches, Spirituelles, doch keine Politikveranstaltung.«

Ani Dayans Unterlippe begann zu beben.

»Du weißt genau, ich wäre nie nach Europa gekommen, um einfach nur schöne Konzerte zu geben!« Sie spuckte ihm die Konzerte förmlich vor die Füße. »Immer reden alle nur von Tibet und dem Dalai-Lama. Nie redet jemand von Nepal. Dabei herrscht bei uns genauso Krieg! Schon seit Jahren. Täglich ermorden die Maobadi unschuldige Menschen. Irgendwer muss ihnen doch Einhalt gebieten. Die Welt kann doch nicht tatenlos zusehen, wie die Rebellen in Nepal die Macht übernehmen.«

Brian versuchte sie zu beruhigen. »Ich weiß, das ist grauenvoll. Und ich finde es sehr ehrenwert, dass du dich so für dein Land einsetzt.« Er fasste sie am Arm. »Aber bitte begreif auch: Du bist eine Künstlerin. Eine ganz herausragende sogar. Nach dieser Tournee steht dir die Welt offen. Dann kannst du Vorträge über den Bürgerkrieg halten, so viel du willst.«

Ani Dayan schüttelte seine Hand ab und verschränkte

die Arme vor der Brust. Künstlerin sein, das interessierte sie doch überhaupt nicht. Sie wollte, dass endlich die Mörder ihrer Eltern zur Rechenschaft gezogen wurden. Und sie wollte Leela wiederfinden, ihre Zwillingsschwester, ohne die sie sich nur wie ein halber Mensch fühlte.

Kopfschüttelnd drehte sich Brian von ihr weg. Er ließ Wasser ins Waschbecken laufen und legte die Blumen hinein. Morgen, auf der Fahrt nach Berlin, würde er noch mal mit ihr reden. Irgendwie würde er ihr schon begreiflich machen, dass sich eine singende Nepalesin nicht halb so gut verkaufte wie eine singende Tibeterin, ganz gleich, wie einmalig ihre Stimme war. Tibet, das war ein Land, um das sich Mythen rankten. Tibet war Projektionsfläche für Sinnsucher und Träumer. Doch Nepal? Für Nepal interessierten sich doch nur Extrembergsteiger. Aber egal, für diese Diskussion war jetzt keine Zeit, denn es gab Dringlicheres zu tun.

»Beeil dich!«, ermahnte er Ani Dayan. »Die Leute draußen warten schon auf dich, sie wollen Autogramme.«

Sie tat, als würde sie ihn nicht hören. Mit größter Ruhe brachte sie ihr Gewand in Ordnung. Sie legte ein ockerfarbenes Tuch um die Schultern, zupfte die Falten zu recht und fixierte das Ganze mit einer Ziernadel.

Vor dem Signiertisch im Foyer hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet. Während die Konzertbesucher geduldig auf ein Autogramm warteten, kamen sie miteinander ins Gespräch. Sie schwärmten von der Heiterkeit des Buddhismus und der Weisheit des Dalai-Lama, sprachen über Ayurveda-Diäten und Feng-Shui, über Trekkingtouren und Meditationskurse, auch darüber, ob man den nächsten Urlaub lieber im Schweigekloster oder bei einem Yoga-Workshop verbringen sollte. Wohin man auch

hörte, den Konzertbesuchern war die Zunge gelöst. Einzig der junge Mann ganz vorne in der Reihe ließ sich in kein Gespräch verwickeln. Er hatte nur Augen für Ani Dayan.

Die Schlange kam nur langsam voran, denn die Nonne ließ sich Zeit. Sie schien ihren Namen zu malen, wie jemand, der gerade erst schreiben gelernt hatte. Nicht nur, dass sie jeden Buchstaben mit großer Sorgfalt vollendete, sie hatte auch die Angewohnheit, die Oberlängen mit einer eigenwilligen Linie zu verbinden, als würden die Lettern an einer Wäscheleine hängen.

Wer eine persönliche Widmung wollte, musste laut und deutlich seinen Namen buchstabieren. Trotzdem kam es immer wieder zu Missverständnissen, denn bayerische Namen wie Ferdl, Franz-Xaver und Vroni hatte Ani Dayan noch nie gehört, geschweige denn geschrieben.

»Mariandl«, diktierte ihr gerade eine Dame.

Ani Dayan wagte kaum hinzusehen, so tiefe Einblicke gewährte die weit aufgeknöpfte Bluse. An die Freizügigkeit, mit der im Westen die Brüste zur Schau gestellt wurden, konnte sie sich auch nach sechs Wochen Tournee nicht gewöhnen. Noch kannte sie nicht den Grund dafür, aber den Europäern fehlte es entschieden an Schamgefühl.

»Mariahh...?« Ani Dayan zögerte.

»Ist doch egal«, raunte ihr Brian ins Ohr. »So wirst du nie fertig!« Wie ein Dompteur stand er hinter ihr und dirigierte die Wartenden.

Ani Dayan fluchte leise, auf Nepali, damit sie keiner verstand. Die Schimpftiraden waren ihr heimliches Ventil, um der angestauten Wut Luft zu machen. Sie hatte sich das Fluchen von den Musikern im Tourbus abgeguckt.

Ihre Augen suchten das Ende der Schlange. Unfassbar, wie viele noch ein Autogramm von ihr wollten!

Brian klopfte ihr aufmunternd auf die Schulter und verzog sich wieder.

»Idiot«, schimpfte sie ihm leise hinterher. Dann tauchte sie kurz ab, um in ihrer Tasche nach einem besseren Stift zu suchen. Über sich hörte sie eine männliche Stimme.

»Idiot – und das aus dem Mund einer Nonne?«, mokierte sich ein junger Mann, der als Nächstes an der Reihe war.

Ani Dayan verschlug es für einen Moment die Sprache. Verstand er etwa Nepali? Sie heftete den Blick auf den goldenen Edding-Stift.

»Eine Nonne ist keine Heilige«, erklärte sie trotzig.

Der junge Mann zog amüsiert die Augenbrauen hoch. »Dabei hätte ich auf der Bühne fast das Gegenteil geglaubt.« Lässig schob er ihr die CD zum Signieren hin.

Ani Dayan schüttelte den Stift. Die Kugel im Inneren flog klackernd hin und her. Sie zog die Kappe ab und wartete darauf, den nächsten unverständlichen Namen diktiert zu bekommen.

»F wie Feuer«, begann er zu buchstabieren. »R wie Raubkatze.« Jeden Buchstaben reichte er ihr dar wie ein kleines Geschenk. »E wie Eigensinn.«

Ani Dayan hob verduzt den Kopf. Als sie jetzt in sein Gesicht sah, erschrak sie. Dieser offene Blick, die Sommersprossen, das blonde, verstrubbelte Haar – sie kannte diesen jungen Mann. Auch ihr Gegenüber zuckte kurz zusammen. Ihre Blicke verhakten sich.

Frederik konnte sich gar nicht sattsehen an diesen grünen Augen mit den kleinen Bernsteineinsprengeln. Was für ein untergründiges Verlangen darin lag. Er wusste, er hatte schon einmal in Augen wie diese gesehen. Nur wann und wo? Ihr Blick verunsicherte ihn, gleichzeitig fühlte er sich magisch davon angezogen.

Für einen Moment schien die Welt um sie herum stillzustehen. Selbst die Geräusche rückten in weite Ferne.

Ani Dayan spürte, wie sich ein pulsierender, warmer Strom in ihr ausbreitete. Ihr war, als würde ihr Gegenüber tief in ihr Inneres sehen und dort Gedanken lesen, die selbst ihr verborgen waren. Dieser junge Mann kannte ihr Wesen. Sie fühlte es genau. Er kannte ihren Herzschlag, ihre Wildheit, die auch durch die Klosterjahre nur mühsam gezähmt worden waren.

Und plötzlich wusste sie, wer da vor ihr stand. Das Blut schoss ihr ins Gesicht, und sie errötete. Es war Frederik, der Prinz ihrer Kindheit! Fast hätte sie ihn nicht wiedererkannt, so selbstbewusst und erwachsen war er inzwischen geworden.

Sie umklammerte den Stift, damit er nicht sah, wie ihre Finger vor Aufregung zitterten. Mit jedem Buchstaben, den sie auf die CD-Hülle malte, klopfte ihr Herz mehr.

Ob er sich noch an seinen Besuch in Ghorbada erinnerte? Bestimmt, denn warum sonst wäre er zu ihrem Konzert gekommen? Womöglich scheute er sich, von der Begegnung damals zu sprechen, weil er sie nicht brüskieren wollte. Denn tatsächlich waren diese gemeinsam verbrachten Stunden alles andere als nonnenhaft gewesen.

Vor ihrem inneren Auge tauchte wieder der Waschplatz auf, wo alles angefangen hatte. Eine Art Freiluftsaal, der tief ins Erdreich eingelassen war. In ihrer Erinnerung riesengroß. Am Grund befand sich das Wasserbecken. Die Kopfseite mit den Wasserhähnen war wunderschön in Form einer Muschel geschwungen. Um ihre Mundwinkel huschte ein Lächeln. Damals hatten sie und ihre Schwester geglaubt, es sei das Bad eines indischen Maharadschas. Aber damals waren sie auch erst vierzehn gewesen.

Wie immer sangen sie gemeinsam beim Wäschewaschen. Ein Lied aus einem Bollywoodfilm, das sie aus

dem Radio kannten, war ihr Vater doch seit kurzem stolzer Besitzer eines Weltempfängers. Ihr Gesang hallte von den steinernen Wänden wider. Sie und ihre Schwester träumten davon, als indische Prinzessinnen wiedergeboren zu werden. Mitten im Liebesduett legte sich plötzlich ein Schatten über das Becken. Der Schatten glitt über die Wasseroberfläche, wanderte von Leela zu ihr und wieder zurück. Beide legten den Kopf in den Nacken und sahen nach oben. Zu ihrer Überraschung stand dort ein fremder Junge. Und sofort fuhr ihnen derselbe Gedanke durch den Kopf: Das war er, ihr Prinz. Zwar stammte er nicht aus Indien, wie sie bald darauf erfahren sollten, sondern aus Deutschland, aber das störte sie nicht. Hauptsache, er kam von weit her.

Und jetzt befand sie sich selbst in diesem fernen Deutschland, und der Prinz von damals stand direkt vor ihr am Signiertisch. Ani Dayan konnte es noch immer nicht fassen. Sie räusperte sich und befeuchtete die Lippen mit der Zunge. Dann setzte sie ein geheimnisvolles Lächeln auf und stimmte das Lied vom Waschplatz an. Durch die dichten Wimpern beobachtete sie Frederiks Reaktion.

»Erinnerst du dich?«, fragte sie nach ein paar Takten. Sie summte weiter, während sie seinen Namen auf der CD-Hülle mit einem Kringel schmückte.

Noch immer lauschte Frederik konzentriert. Er schien in seinem Inneren nachzuforschen, woher er die Melodie kannte. Schon wollte sie ihm auf die Sprünge helfen und erzählen, wie sie und Leela damals sein blondes Haar bestaunt hatten und es unbedingt berühren wollten. Weich und lockig wie von einem Berglamm hatte es sich angefühlt.

In diesem Moment schien sich auch Frederik an den Waschplatz zu erinnern. Bedächtig wiegte er den Kopf.

Ani Dayan hielt die Hand vor den Mund und fing beglückt an zu kichern. Dabei hätte sie es besser wissen müssen. Das Wiegen des Kopfes bedeutete in Europa nicht ja wie bei ihr zu Hause, sondern vielleicht. Doch ihre Seele war zu aufgewühlt, um diese Feinheit zu bemerken.

Schon eilten ihre Gedanken zurück zum Waschplatz. Alles war ihr wieder gegenwärtig. Wie Frederiks Vater auf einmal am Schachtrand aufgetaucht war. Wutentbrannt hatte er zu ihnen hinuntergebrüllt. Er tobte, weil sein Sohn einfach ausgebüxt war.

Betroffen hatten sie und Leela sich angesehen. Nichts war in Nepal peinlicher, als die Fassung zu verlieren.

Irgendwann hatte sich Frederiks Vater beruhigt und rückte mit dem eigentlichen Anliegen raus. Er suchte jemanden in Ghorbada, und zwar Jag, den Messerschmied. Nachdem sie ihm versicherten, dass Jag schon eine ganze Weile nicht mehr im Dorf gesehen worden sei, erkundigte er sich nach Kishor, dem Töpfer.

Leela und sie grinsten sich an. Kishor war ihr Papa. Zu dem brachten sie den Fremden gerne. Sie ließen den Berg schmutziger Wäsche liegen und folgten Frederik die Stufen hinauf. Oberhalb des Waschplatzes, im Schatten des alten Trompetenbaums, wartete eine silberne Limousine mit einem Chauffeur. Der Anzug des Fahrers hatte dasselbe dunkle Braun wie seine Haut. Mit Staunen beobachteten sie, wie sich der Chauffeur tief vor Frederiks Vater verbeugte; sein Scheitel berührte fast den Boden.

Frederik raunte ihnen zu, dass sein Vater der deutsche Botschafter sei. Leela und sie wussten zwar nicht, was ein Botschafter war, aber in ihren Ohren klang das ebenso fabelhaft, als hätte er Maharadscha gesagt.

Bei der Töpferei angekommen, eilten sie die blaue

Veranda hinauf, um ihrem Papa die vornehmen Gäste zu melden. Als dieser hörte, wen sie da angeschleppt hatten, schüttelte er ungläubig den Kopf. Er wischte sich die Hände an der Schürze sauber, trat auf die Veranda und musterte die beiden Fremden.

Leela und sie frohlockten, als ihr Papa leise durch die Zähne pfiiff. Unverzüglich ließ er von Mutter den Whisky bringen. Sie selbst wurden auf den Hof gescheucht, um mit dem Botschafterjungen zu spielen.

Und da standen sie dann zu dritt auf dem Vorplatz, sahen auf ihre Füße und waren auf einmal merkwürdig verlegen.

»Bekomm ich denn gar keine Widmung?«, fragte Frederik mit gespielterm Vorwurf.

Erst jetzt realisierte Ani Dayan, dass sie lauter Kringel auf die CD-Hülle gemalt hatte. Schuldbewusst zog sie den Stift zurück. »Eine Widmung auf Nepali?«, fragte sie.

Er schmunzelte. »Wenn ich was verstehen soll, lieber auf Deutsch.« Denn obwohl er fließend Nepali sprach, hatte er nie die komplizierten Zeichen gelernt, die für ihn alle gleich rätselhaft aussahen.

Ani Dayan legte nachdenklich die Stirn in Falten. »Ich kenn aber nur ein einziges Wort auf Deutsch.«

»Hoffentlich kein Schimpfwort?« Frederik lachte.

Fasziniert beobachtete Ani Dayan, wie seine Sommer sprossen beim Lachen auf und nieder hüpfen. Die unregelmäßigen hellbraunen Punkte sahen aus, als hätte jemand einen Tanzrhythmus in sein Gesicht notiert. Rasch schaute sie sich nach Brian um. Glücklicherweise war der Produzent selbst gerade in ein Gespräch vertieft. Sie senkte die Stimme und sah Frederik verschwörerisch an.

»Das Wort fängt mit K an.«

»Mit K?« Frederik legte den Kopf schief. »Kaninchen, Kloster, Kettensäge ...?«, riet er aufs Geratewohl.

»Ganz falsch.« Amüsiert schüttelte sie den Kopf. »Du kennst das Wort, streng dich an.«

Immerhin hatte sie das Wort von ihm. Damals auf dem Vorplatz, als sie und Leela nicht wussten, was sie mit ihrem unverhofften Glück anfangen sollten, hatte ihnen Frederik ein Spiel aus seiner Heimat vorgeschlagen. Ein Spiel mit einem unaussprechlichen Namen.

Sie und ihre Schwester hatten sich grinsend angeschaut. Na klar wollten sie dieses Spiel spielen!

Frederik zählte bis zehn.

So schnell sie konnten, rannten sie davon. Doch Frederik war schneller. Er holte Leela am Schuppen ein. Mit beiden Armen drückte er sie fest gegen die Wand. Leela zappelte. Und ehe sie sich versah, hatte er sie auf den Mund geküsst.

Das also war Kussfangstus, das unaussprechliche Spiel.

Nie würde sie vergessen, wie sich die Schwester empört den Mund abgewischt hatte. Vielleicht hatte sie auch nur so angeekelt getan, um sie, Ani Dayan, zu beruhigen. Zum ersten Mal war so etwas wie Eifersucht in ihr aufgeflammt. Sie wollte auch vom Prinzen geküsst werden.

Geräuschvoll sprang sie hinter der Deckung hervor, einer alten Schubkarre, und rannte zum Flussufer. Ihr Ziel war die große Tamariske, die in voller Blüte stand. Wie ein rosa Schleier hingen die Zweige zu Boden. Frederik holte rasch auf. Seine Schritte kamen näher und näher. Schon hörte sie den fliegenden Atem hinter sich. Nur noch wenige Meter, und sie hatte das blühende Versteck erreicht. Sie robbte unter die ausladenden Zweige, legte den Kopf auf den sandigen Boden und stellte sich tot. Wie wild hatte ihr Herz damals gepocht.

Und auch jetzt hämmerte ihr Herz vor Aufregung.

»Kirche, Klavier, Kavalier?«, rätselte Frederik weiter.

»Nein! Ein Spiel mit K.« Ihre Wangen erröteten. Verschämt heftete sie den Blick auf die CD-Hülle. »Ein ganz langes Wort.« Doch bevor sie ihm weitere Hilfestellungen geben konnte, wurde sie von einer schrillen Frauenstimme unterbrochen.

»Frederik, wo bleibst du?«, kam es von weiter hinten.

»Gleich!«, rief er genervt über die Schulter.

Ani Dayan beeilte sich, fertig zu werden. Leider wusste sie nicht, wie man das komplizierte Wort schrieb. Und da sie sich nicht blamieren wollte, unterzeichnete sie einfach nur mit ihrem Ordensnamen. Sie schob Frederik die CD hin.

In diesem Moment teilte sich die Menge, und eine Brünette drängelte sich an den Signiertisch. Mit Schwung warf sie ihr Haar zurück und fuhr Frederik an: »Nun komm schon, oder willst du den ganzen Abend hier verbringen?«

Es war Liz, die allmählich die Geduld verlor.

Irritiert sah Ani Dayan von einem zum anderen. Sie spürte, dass Frederik die Szene peinlich war, denn entschuldigend verdrehte er die Augen. Da kam ihr eine Idee. Sie zog die Hülle zurück und setzte unter den Ordensnamen noch einen weiteren Namen – Daya. So, wie man sie als Kind gerufen hatte. Damit Frederik sie nicht als Nonne, sondern als das junge Mädchen aus Ghorbada im Gedächtnis behielt.

Sie reichte ihm die CD. Flüchtig berührten sich ihre Finger.

Bevor er mit der Brünetten in der Menge verschwand, drehte er sich noch einmal zu ihr um und lächelte.

Ani Dayan sah ihm nach. Und plötzlich beschlich sie ein ungutes Gefühl. Hoffentlich bedeutete sein Verschwinden kein Unheil. Denn das letzte Mal, als er fort-

gegangen war, hatte sich kurz darauf Entsetzliches in Ghorbada zugetragen. Ihr Zuhause und alles, was ihr wichtig war, hatte man ausgelöscht. Sie hatte ihre Familie verloren – ihren Vater, ihre Mutter, ihren Bruder, ihre geliebte Zwillingsschwester. Und ihre Stimme.